

Mit Papst Pius IX., dem Papst des Ersten Vatikanischen Konzils, der zu Beginn seines Pontifikats in Italien als liberaler Papst enthusiastisch gefeiert worden war, der dann aber dem Liberalismus (wie dem Nationalismus) eine entschiedene Abfuhr erteilte, war es zur Absage an jeden Gedanken der Religionsfreiheit gekommen, wie überhaupt an alle modernen Freiheiten und Errungenschaften („Syllabus errorum“, 1864). Unter dem Nachfolger Leo XIII., der die Politik des „Ralliement“, der Verständigung des französischen Katholizismus mit der liberalen Republik begünstigte, kam es zu ersten Öffnungen. Der Prozeß zog sich über Jahrzehnte hin. Wanegffelen streift kurz das Verhältnis zwischen katholischer Kirche und italienischem Faschismus, geht aber nicht näher auf den Konflikt zwischen Staat und Kirche in Osteuropa nach 1945 ein, der nicht zuletzt in der Biographie des jetzigen polnischen Papstes sichtbar wird. Erst unter Papst Johannes XXIII. und dem Zweiten Vatikanischen Konzil stellte sich die katholische Kirche auf den Boden der Religionsfreiheit, und Papst Johannes Paul II. lud zu einer Weltkonferenz der Religionen nach Assisi ein. Der Pluralismus sei für den heutigen Katholizismus nach langem Widerstand Wirklichkeit geworden, und der katholische Hegemonismus scheine gestorben zu sein.

Schließlich geht Wanegffelen auch noch auf die jüngste französische Diskussion über die „fou-

lards“ ein, das Tragen von Kopftüchern durch islamische Schülerinnen in den staatlichen Schulen. Der weitgespannte Rückblick auf die Geschichte der Toleranz endet mit einem skeptisch getönten Ausblick auf die Situation der Gegenwart: man solle sich nicht täuschen. Auch wenn die Toleranz heute gerne zu einer Tugend erhoben werde, so bedeute die Aussage „Ich bin den anderen gegenüber tolerant“ lediglich, daß man von ihnen nicht allzuviel wissen möchte. Der postmoderne Zeitgeist lasse jedem seine „Wahrheit“. Aber das bedeute nur, daß jeder für sich bleibe. Die Wahrheiten stehen einfach nebeneinander und werden nicht miteinander konfrontiert: Toleranz als Indifferenz. Musterbeispiele dafür liefere das Angebot der Fernsehprogramme. Hinzu komme die Forderung nach „political correctness“. Die Toleranz werde dabei zu einem Feigenblatt, das moralische Indifferenz und intellektuelle Schwäche zu verstecken habe. Toleranz müsse aber gerade auch die Spannung ertragen, die die Andersartigkeit des Anderen bewirke. Paul Ricoeur spreche von einem „Konsens im Konflikt“. So bleibe die Toleranz auch heute noch gefährdet, wenn sie lediglich darauf abziele, das Andersartige der Anderen in das Gleichartige aufzulösen. *Wilhelm Ribhegge*

¹ Thierry Wanegffelen, L'Édit de Nantes. Une histoire européenne de la tolérance du XVI^e au XX^e siècle, Paris: Le livre de poche 1998. 349 S., Kart. FF 44,-.

Religion im Zehnten Kinder- und Jugendbericht

Im Frühjahr 1998 erschien ein anspruchsvoller Bericht des wissenschaftlichen Beirats für Familienfragen (beim Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend) mit dem Titel „Kinder und ihre Kindheit in Deutschland. Eine Politik für Kinder im Kontext von Familienpolitik“¹ (vgl. diese Zs. 216, 1998, 505f.). Das umfangreiche Gutachten (290 Seiten) ist klinisch rein von jedweden Hinweis auf die Bedeutung von Religion im Leben von Kindern, sieht man vom kurzen und sachlichen Hinweis auf die Religionsmündigkeit (75) einmal ab. Dort, wo es nahelege, auch von Religion zu sprechen, etwa beim Thema „innerfamiliäre Beziehungsmuster und subjektives Erleben“ (123) oder „Autonomie

und Verbundenheit“ (117), sucht man einen Hinweis auf dieses in der Kindheit wichtige Lebens- und Erlebnisfeld vergeblich. Ist diese Abstinenz der fragwürdige Tribut an eine „wertfreie“ Wissenschaft? Haben die Verfasser lebensgeschichtlich bedingte Berührungängste? Das sind schwer zu beantwortende Fragen.

Von diesem mangelhaften Gutachten unterscheidet sich wesentlich der Zehnte Kinder- und Jugendbericht², der in der Öffentlichkeit leider nur wegen des Begriffs der „relativen Armut“ (89) unter der Jugend debattiert wurde und der in seinem Kapitel B 2 „Kinder mit eigenen Fragen, Antworten und Ausdrucksformen“ (41–52) ausführlich die besonderen Verhaltensweisen von

Kindern darstellt. Hier wird gesagt, daß Kinder sich aktiv und höchst kreativ ihre eigene Welt aneignen. Dieser Prozeß der Konstruktion der kindlichen Welt überschreitet weit die Reproduktion der elterlichen Vorgaben. Es heißt: „Kinder fragen Einfaches und Schwieriges“, nämlich nach dem Sinn. „Ihre Neugier reicht von einfachen Fragen, warum man etwas nicht haben darf oder dieses oder jenes tun soll, bis zu solchen Fragen, die die Philosophie und die Religion seit alters beschäftigen, wie es ist, wenn man stirbt, und warum die Menschen überhaupt sterben müssen“ (43).

Angesichts solcher Fragen brauchen Kinder Partner, die antworten, gerade auf diese schwerleichten Fragen, die dann oft als „dumm“ oder „ungehörig“ abgewertet und abgewehrt werden. „Dazu gehörte lange Zeit das Thema Sexualität. Tod und Seinsfragen sind weithin tabu. Häufig sind auch die Fragen nach Gott, Religion und Kirche davon betroffen“ (43). Gesprächsfähige Partner werden also gesucht, die den Kindern Sicherheit und Vertrauen geben, „wenn Kinder Erfahrungen mit Leid und Schuld, mit Versagen und Scheitern, mit Lieblosigkeit und Gewalt machten. Sie merken, daß es Grenzen des Wissens, des Erfolgs und der Kontrolle gibt und daß auch Erwachsenen die Antworten ausgehen“. Die philosophischen Fragen Jugendlicher lassen sich phasentypisch fixieren: einmal in den „Warum-Fragen“ der Kindheit (5. bis 7. Lebensjahr) und zum andern in der Zeit der Pubertät, in der junge Menschen erstmals nach dem Sinn des Ganzen, auch nach dem Ganzen des eigenen Lebens fragen. Auf diese Fragen suchen Kinder Antworten auch in den Schulen und in den Tageseinrichtungen.

Diesen Ausführungen folgt das lange und leistungswerte Kapitel mit der Überschrift „Kinder haben religiöse Fragen“ (44–48). In realistischer Einschätzung wird eingeräumt: Kinder treffen auch heute auf jeden Fall auf Religion, in der religiösen Kultur, in den Festen des Jahres, in den Bräuchen, in den Kirchengebäuden und Synagogen, auch in den Moscheen. „Sie treffen auf Religion in Liedern und Geschichten, in Märchen und Mythen, in Büchern und Filmen“ (44). Diese Konfrontation hat ihre Konsequenzen: „Dies alles gehört nach wie vor zur Erfahrungswelt der Kinder, obgleich nur noch das Leben einer Minorität von Familien in strengem Sinne religiös

geprägt ist.“ Kinder erleben dabei allerdings sowohl die religiöse Verschiedenheit wie die religiöse Indifferenz unter ihren Mitmenschen. Es gibt also keine heile religiöse Welt mehr, die, harmonisch in sich geschlossen, einem Menschen Geborgenheit schenken könnte. Selbst wenn der moderne Trend einer gewissen Beliebigkeit oftmals dazu führt, Kinder bei ihren Fragen zu belächeln, fragen Kinder dennoch „ganz ausdrücklich etwa danach, woher sie kommen, warum sie leben, wer die Welt gemacht hat, was geschieht, wenn man stirbt, und warum es Gut und Böse gibt. Sie sind offen für das, was Philosophen die Erfahrung von Kontingenz und Transzendenz nennen. Wenn Religion als Sinnsuche und Lebensdeutung verstanden wird, die angesichts dieser Erfahrungen von Kontingenz und Transzendenz auch noch nach Aufklärung und Säkularisierung die Menschen bewegen, dann kann man diese Fragen der Kinder auch als religiöse Fragen begreifen“ (45).

Allerdings sind viele Eltern von diesen Fragen ihrer Kinder und Jugendlichen überfordert. Trotz der sich daraus ergebenden Tabuisierung sollten Kinder „Bilder und Geschichten kennenlernen“, um „zu erfahren, was es überhaupt an Sprachmöglichkeiten, Deutungen und Sinnentwürfen gibt“. Diese Forderung wird im Kinder- und Jugendbericht mit einer großen Sicherheit vorgetragen, und es wird mit Zustimmung vermerkt, „daß nach langer Abstinenz die Fragen von Religion, Schule und Bildung wieder mehr Aufmerksamkeit finden“. Auch darin kommt die Sorge zum Ausdruck: Kinder dürfen mit ihren Fragen nicht allein gelassen werden. Am Ende dieses Kapitels werden konkrete Fragen aufgegriffen: der Modellversuch „Lebensgestaltung, Ethik, Religion“ (LER), der – wie es ein wenig unkritisch heißt – „große Aufmerksamkeit verdient“, der „islamische Religionsunterricht“ und die „Kinder in Sekten“ (46).

Die folgenden, nicht mehr dem Thema der Religion gewidmeten Kapitel tragen dazu bei, die religiöse Problematik in eine Anthropologie des Kindes zu integrieren. Die Überschriften lauten: „Kinder urteilen über Gut und Böse“, „Kinder haben Ängste, Sorgen und Sehnsüchte“ (47), „Kinder spielen“ (49).

In den abschließenden Empfehlungen wird bei aller Bejahung des Themas eine große Offenheit

zu konkreten Anregungen gezeigt. So heißt es etwa, daß die Klärung von Sinnfragen und Werthaltungen nicht allein eine Angelegenheit der Familie ist. Kinder „brauchen auch entsprechende Angebote im öffentlichen Bereich, in Tagesstätten, Schulen, Jugendarbeit und anderen Institutionen der Jugendhilfe“. Natürlich muß dabei – gemäß dem Kinder- und Jugendhilferecht (KJHG) – die Vielfalt unterschiedlicher Wertorientierungen beachtet werden, und zwar mit der einleuchtenden Konsequenz: weder zu diskriminieren noch zu indoktrinieren.

Die Schulen sollten diese religiösen Fragen „um der Kinder willen festhalten“, auch dann, „wenn sich der weltanschauliche und religiöse Pluralismus einschließlich des Wertepluralismus unserer Gesellschaft verstärkt“. Offensichtlich wird hier das Vorhandensein von Toleranz und von intellektuell verantworteter Diskussionsbereitschaft als selbstverständlich unterstellt. Diese Lebensfragen sollten – gerade um ihrer Bedeutung voll gerecht zu werden – nicht in Religions- und Ethikunterricht verwiesen und damit gleichsam abgeschoben werden. „Auch in anderen Fächern muß Zeit sein für die Sinnfragen der Kinder.“

Leider kommt bei den folgenden Forderungen an die Lehrer – etwa vergleichbar den Forderungen in der musisch-ästhetischen Erziehung – das Lehrpersonal nicht mehr in den Blick. Deshalb erhebt sich die Frage: Was würde von Erziehern bzw. Erzieherinnen und Lehrern bzw. Lehrerinnen an Sachkenntnis vorausgesetzt, um in solchen Sinnfragen kompetent mit Kindern reden zu können? Und welche innere Einstellung müßten sie ihren eigenen, oft ungelösten Lebensfragen gegenüber gefunden haben, um ohne Häme oder Ironie sachlich und herzlich auf die Fragen von Kindern und Jugendlichen eingehen zu können? Das wäre allerdings „ein weites Feld“, das zu betreten der Kommission vielleicht Mut und Kompetenz fehlten. Die Kirche trifft hier eine große Herausforderung. Sie ist gefragt, was sie tun kann, um den Lehrern und Erziehern eine „spirituelle Kompetenz“ zu vermitteln, d. h. die Fähigkeit, sachlich informierte und lebensmäßig abgesicherte Erfahrungen und Erkenntnisse weiterzugeben.

Diese Anfrage an den ganzen Bericht wird noch vertieft, wenn man nachforscht, wo diese entscheidenden Prämissen zu Buch schlagen. Na-

türlich wird die Problematik klar erkannt, die sich aus der Option für eine emanzipatorische Erziehung im Gegensatz zur Bewegung „Mut zur Erziehung“ ergibt (104). Es wird die Förderung dreier Grundfähigkeiten zur Selbstbestimmung jedes einzelnen, zur Mitbestimmung und zur Solidarität verlangt (105), und es wird bedauernd angemerkt, daß dies die Erziehung „bei einem nicht unerheblichen Teil der Kinder zur Zeit nicht leistet“ (105).

Im weiteren Text des Jugendberichts kommen die Verantwortung und die Chancen der Jugendverbände zur Sprache (149, 157, 195); sogar ausdrücklich wird die Kinderarbeit der Deutschen Pfadfinderschaft St. Georg (DPSG) genannt. Diese Arbeit wird zwar in Konkurrenz zu kommerziellen Angeboten gesehen (222), aber inhaltliche Fragen eines religiös begründeten neuen Umgangs mit der Natur kommen nicht zur Sprache. Auch dort, wo ausführlich von Bildung die Rede ist (292), sucht man einen Hinweis auf die integrierende Funktion einer religiösen Bildung vergeblich.

Das Schlußkapitel unter der imposanten Überschrift „Für eine Kultur des Aufwachsens“ (297–298) hätte an Tiefe gewonnen, wenn man auf das eben gewürdigte Kapitel B2 zurückgegriffen hätte. So richtig es ist, wenn gesagt wird: „Jedenfalls ist die Welt von Kindern und Eltern nicht mit einigen Nachbesserungen an bestehenden Regelungen und zusätzlichen finanziellen Mitteln in Ordnung zu bringen, sondern indem Sinn, Handlungsmöglichkeiten, Beziehungen und Ausdrucksformen in ein stimmiges Verhältnis gebracht werden“, so bleibt doch die Forderung nach kompromißloser Konkretisierung dieser Aussagen nach knapp 300 Seiten bestehen. Diese Forderung war offensichtlich nicht erfüllbar. Das ist sehr zu bedauern. *Roman Bleistein SJ*

¹ Kinder und ihre Kindheit in Deutschland. Eine Politik für Kinder im Kontext von Familienpolitik. Stuttgart: Kohlhammer 1998. 290 S. (Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. 154.) Kart.

² Zehnter Kinder- und Jugendbericht. Bericht über die Lebenssituation von Kindern und die Leistungen der Kinderhilfen in Deutschland. Hg. v. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Bonn 1998. 343 S.